

Erscheint jeden Mittwoch.
Preis jährlich 3 Rubel
mit Überfendung.

Alemens

Adresse: Саратовъ, католич.
семинарія, I. Крушинскому.
oder: Саратовъ, типо-лит.
Г. Х. Шельгорнь и К^о,
д. Тилло, противъ театра.

Inhalt. Ansprache Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII.—Die letzten Tage des † Kathedralkanonikus Alexander Boos.—Stephan Feindel. Korrespon- denz.—Aus Welt und Kirche.—Alerlei.—Ankündigungen.

Alle, die den Abonnementsbetrag noch nicht eingekandt haben, werden hiermit höflichst ersucht, es doch bald thun zu wollen.

Ansprache Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII.,

gehalten im Konsistorium am 14. Dezember. 1)

Ehrwürdige Brüder! Der Beginn einer heiligen Feier, welche Wir im Monat Mai durch ein apostolisches Schreiben angekündigt hatten, steht uns nun schon nahe bevor. Schuldigen und verdienten Dank zollen wir Dir, o höchster Gott! denn einzig durch Deine Fügung ist dieser Trost, welchen Wir im Geiste mehr gewünscht als erhofft hatten, Uns in Unserem hohen Alter beschieden. — Ihr wißt aber, ehrwürdige Brüder, daß das heilige Jahr begonnen zu werden pflegt mit der Eröffnung der heiligen Pforten der Patriarchalbasiliken, nach altem Brauch, wie es der zu weckenden Frömmigkeit vollkommen angepaßt ist. Denn es wird, um die Worte Unseres Vorgängers Benediktus XIV. zu gebrauchen, den Gläubigen in die Erinnerung zurückgerufen die Gewohnheit der öffentlichen Buße und die Einrichtung der öffentlichen Büsser, welche in den alten Zeiten der Kirche zu recht bestand. — Der Papst . . . eröffnet die heiligen Pforten der Basiliken am Beginn des allgemeinen Jubiläums allen denen, welche die Flecken ihres Gewissens im Herzen wahrhaft verabscheuen, die angeordneten Werke der Frömmigkeit gern verrichten und mit allem Eifer dahinstreben, daß sie die Früchte eben dieses Ablasses erreichen.“ (Ansprache gehalten im geheimen Konsistorium am 1. Dezember 1749.)

Wir werden daher am Tage vor Weihnachten nach dem Vorbilde unserer Vorfahren die heilige Pforte der Vatikanischen Basilika, so Gott will, in eigener Person eröffnen. Dieselbe feierliche Handlung soll, wie üblich, bei den übrigen Patriarchalbasiliken durch Kardinallegaten vorgenommen werden. Wir erwähnen daher und erinnern der kirchlichen Sitte folgend kraft der Autorität des allmächtigen Gottes, der Apostel Petrus und Paulus und aus eigener Machtvollkommenheit zu unseren Legaten a latere unsere ehrwürdigen Brüder den Dekan des heiligen Kollegiums der Kardinäle Kardinalbischof Mloysius Dreglia von Ostia und Veliterni, daß er in unserem Namen die Eröffnung der heiligen Pforte bei der Basilika St. Paul, den Kardinalpriester Franz Sattoli, Erzpriester der Lateran-Basilika, daß er die heilige Pforte bei dieser Basilika, den Kardinalpriester Vincenz Vannutelli, Erzpriester der Liberianischen Basilika, daß er die heilige Pforte bei dieser Basilika

feierlich eröffne. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Den genannten Legaten erteilen wir die Erlaubnis, daß sie den Gläubigen, welche bei der Eröffnung der heiligen Pforten anwesend sein werden, einen vollkommenen Ablass nebst dem apostolischen Segen in unserem Namen verleihen.

Wir haben Grund, ehrwürdige Brüder, zu vertrauen, daß die Feier des großen Jubiläums nicht ohne heilsame Frucht vorübergehen wird. Hat es doch den Anschein, als ob die Stimme und die Ermahnung des Papstes mit Hilfe der himmlischen Gnade ein gewisses Aufleben in der Frömmigkeit des Volkes und im Eifer zum Gehorsam veranlaßt habe. Es ist berichtet worden, und es wird noch oft berichtet, daß in alien Ländern sich zahlreiche Gläubige zur Pilgerfahrt nach Rom rüsteten, um dort ihre Seele zu reinigen. Wir wünschten freilich für diese Zeit von Herzen, daß der Stadt Rom ihre frühere Gestalt und ihr ehemaliges Aussehen wiedergegeben wäre, auf daß wir den von den Vätern überkommenen Brauch in seinem ganzen Umfange ausüben könnten und den Gottesdienst feierten ohne jede Beschränkung, auch frei in der Stadt, mit öffentlicher Pracht, nach altem Herkommen und im Einklang mit der Heiligkeit der Zeit: Bei Beobachtung des früheren Verfahrens würde der Fremde die heilige Stadt erkennen. Aber mit der Vererbung des Papstes ist zugleich auch die Freiheit der Katholiken vermindert worden! Der Frömmigkeit der Einwohner und Fremden sind allein die Gotteshäuser geblieben!

Inzwischen hat das zu Ende gehende Jahr noch einen anderen bösen Zwischenfall gebracht, der mit einem Unrecht gegen den apostolischen Stuhl verbunden war und von allen billig Denkenden allgemein verurteilt worden ist. Wir dürfen denselben nicht mit Stillschweigen übergehen. Wir meinen nämlich die Haager Konferenz. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Russischen Kaisers sollte dort verhandelt werden, auf welche Weise der Völkerfriede fester begründet, die Häufigkeit und Schrecknisse der Kriege dagegen eingeschränkt werden könnten. Was war da angemessener als eine Einladung des höchsten Oberhirten? Liegt es doch dem obersten Hirtenamte kraft göttlichen Rechtes ob, für die Gerechtigkeit einzutreten, den Frieden zu vermitteln, und Streitigkeiten fern zu halten! Und diese Aufgabe ist in Theorie und Praxis in jedem abgelauenen Zeitalter anerkannt worden. Daß unsere Vorgänger diese Aufgaben zum großen Segen für das christliche Volk oft erfüllt haben, ist

1) Übersetzung der „Germania.“

zu bekannt, als daß es erwähnt zu werden verdiente. In der That stand jenem so fruchtbringenden und edlen Unternehmen von Anfang das Gewicht unserer Autorität aus freien Stücken zur Seite. So hätte man auch hoffen dürfen — und die Ansichten neigten allgemein dahin — daß auch Wir eine Stellvertretung auf der Haager Konferenz haben sollten. Eine einzige Stimme erhob dagegen Einspruch und hielt ihren Protest so lange aufrecht, bis sie mit ihrer Ansicht durchdrang. Wir meinen, daß es die Stimmen derer waren, die mit der Eroberung Roms die Macht des Papsttums brachen. Welche Feindseligkeiten müssen wir nicht von dieser Seite befürchten, da sie nicht einmal vor Europa davor zurückschrecken, die Heiligkeit der Rechte und Pflichten, welche von der apostolischen Gewalt als solcher ausgehen, gewaltsam anzutasten? Möge indes die Zukunft bringen, was sie wolle, man wird Uns mit Gottes Hilfe sicherlich weder nachgiebig noch furchtsam finden. Allein die Angelegenheit der Katholiken im Orient erfordert dringend unsere Theilnahme. Da im Cilicischen Patriarchat der Armenier dem ehrwürdigen Bruder Stephanus Petrus X. Azarian, der am 1. Mai im Frieden Christi entschlafen ist, ein Nachfolger zu bestellen war, wurde in die Kirche zu Konstantinopel vom heiligsten Namen Mariä eine Synode der Bischöfe des armenischen Ritus zur Wahl zusammenberufen. Am 26. Juli haben diese an Stelle des Verstorbenen den ehrwürdigen Bruder Paulus Emmanuelian, Erzbischof von Cäsarea, gewählt, welcher den Namen Petrus XI. angenommen hatte. Über die ganze Angelegenheit haben Uns die Bischöfe selbst, welche zur Wahl herbeigekommen waren, brieflich unterrichtet. Dabei baten sie Uns, daß Wir den mit der Apostolischen Gewalt bekleiden möchten, welchen sie zur patriarchalischen Würde erhoben hatten. Zugleich bittet der erwählte Patriarch in einem demüthigen Schreiben um die Ehre des heiligen Palliums, nachdem er seinen katholischen Glauben, nach der Vorschrift Urbans öffentlich bekannt und die Bestimmungen des heiligen Vatikanischen Konzils erfüllt hat. Die hervorragende Befähigung des ehrwürdigen Bruders Paulus Emmanuelian und seine vielen herrlichen Tugenden werden in einem Zeugnis der versammelten Bischöfe glänzend gerühmt. Schon lange hat er bischöfliche Auren bekleidet; durch seine Klugheit und Gelehrsamkeit und sein apostolisches Wirken hat er sich die Achtung und Liebe seines Volkes erworben. Aus diesen Gründen und nach dem Rat der Kongregation der Propaganda, Abteilung für den Orient, haben wir sowohl seinen Bitten, als auch denen der Bischöfe zugestimmt. Daher bestätigen und billigen Wir im Namen des Allmächtigen Gottes, der heiligen Apostel Petrus und Paulus die Wahl, beziehungsweise das Erwählen, welches die ehrwürdigen armenischen Brüder Ciliciens betreffs der Person des oben genannten Paulus Emmanuelian an Uns gerichtet haben. Wir sprechen ihn frei von dem Banne, das ihn mit der Kirche in Caesarea verband, und versetzen ihn an die Patriarchalkirche des cilicischen Armeniens, indem Wir ihm als Patriarchen und Hirten ebendiese Patriarchalkirche übergeben, wie es in dem Konsistorialdekret und der betreffenden Anweisung ausgedrückt werden möge, da irgend welche Hindernisse nicht im Wege stehen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Die letzten Tage des † Kathedralkanonikus Alexander Boos.

«Ecce vere Israelita, in quo dolus non est.»
(Johann. I. 47.) („Siehe, ein wahrer Israelit, in welchem kein Falch ist!“)

Am 26. Oktober fuhr ich nach Kischinew, um meinen guten Freund und Kollegen Pf. F. Keszler zu besuchen. Weil diese Pfarrei auch so ein Stück von Rußland ist, wo Kompaß und etwas Sternkunde für den Seelherger keine überflüssigen Dinge sind, so beunruhigte mich der Gedanke, daß ich möglicherweise Pf. Keszler nicht antreffen werde. Auch machte ich mir Vorwürfe, daß ich nicht früher diesen Ausflug nach Kischinew unternommen habe, um noch einmal meinen gewesenen Professor und Rektor P. Boos in die Arme zu schließen und ihm noch einmal ein wohlge-meintes „Lebewohl“ zu wünschen. Mitte August war ich bei dem Verstorbenen auf Besuch. Beim Abschiede sagte er mir: „Nun, Pater M. . . Sie sind noch ein junger Mann, für Sie macht die Reise keine Beschwerden; besuchen Sie mich noch, bevor ich nach Petersburg abreise.“ Gut, Hochwürden, antwortete ich, bin stolz darauf, Ihr Gast zu sein; ich komme und wahrscheinlich nicht allein; mein Nachbar war auch Ihr Schüler . . . „Nanu, nur nicht mehr als zwei,“ fiel er mir in die Rede, „wo soll ich denn um Himmels willen euch alle placieren? meine Wohnung ist zu klein!“ Ich versprach ihm, genannten Mißstand zu berücksichtigen. Paar Wochen später hielten wir — die Geistlichkeit des Desser Dekanats — in Straßburg Exercitien. Pater Boos fehlte nicht. Nach Beendigung der Exercitien fragte ich ihn, wann er nach Petersburg abreißen wolle. „Es wird wohl bald geschehen,“ antwortete er, „diese Tage muß Pf. Keszler kommen, und dann gäbe es wohl Störung für ihn“ . . . Ich machte die Bemerkung, daß er darauf nicht zu reflektieren brauche, daß sein längeres Verweilen in Kischinew dem Nachfolger nur nützen könnte, und daß er, abgesehen von allem, nicht nur auf die Freundlichkeit, sondern auf wohlverdiente Pietätsgefühle des P. Josephs, seines gewesenen Zöglings, wohl rechnen dürfe. — Derlei Gedanken und Erinnerungen beschäftigten mich, während der Zug mich und eine ganze Sündflut von Abrahams Nachkommen ihrem zweiten Jerusalem — Kischinew nicht ohne Mühe zuführte. In Verlauf einer Stunde stand ich im Vorzimmer des Pastorats, ohne im geringsten zu ahnen, daß P. Boos noch da sei. Ich erschrak: es umgab mich eine Luft, wie die in einem Drogengeschäft; der Geruch von Karbol, Essig, Baumwolle und Lappen in den Ecken, eine Menge Spazierstöcke und Hüte machten mich nichts Gutes ahnen. „Kanonikus sind schwer krank,“ lispelte kaum hörbar der eingetretene Stanislaus. Wäre ich anderswo, stände ich schließlich nicht in diesem Chaos von Rettungs- und Linderungsmitteln, so hätte ich jene Phrase rasch paraphrasirt und für „troll dich“ gedeutet, so aber . . . Wer ist krank? fragte ich. „Der Pfarrer, der Kanonikus,“ antwortete der Pole. Ich verstand ihn nicht: Pfarrer Keszler ist kein Kanonikus, und Kanonikus Boos ist kein Pfarrer. Jetzt erinnerte ich mich, daß ich, ein ganz gewöhnlicher Pater, im Munde der Polen immer und überall aller Würden Träger war, bis Prälat ausschließlich; warum sollte es hierin dem P. Keszler nicht grade so gut gehen? Bester Stanislaus, drang ich in ihn, laß mal jetzt den Kanonikus weg und sage mir, wer ist krank, Pater Keszler oder Pater Boos? „P. Boos sind krank,“ war die Antwort. Im nächsten Moment stand ich vor dem Kranken. Er war im Saal. Seine hagere, dünne Gestalt verschwand förmlich in einem mächtigen Lehnstuhl; das Haupt war tief auf die Brust herabgesunken, die Hände ruhten auf den Knien. Verzeihen Sie, rief ich halblaut, indem ich seine Hände in den meinigen verberg, was ist mit Ihnen? „Schlecht, wie Sie sehen, Pater M.“ . . . hauchte er. Mit Mühe stellte er mir die zwei anwesenden Damen vor, die neben auf dem Sopha saßen. Es waren seine Nichte mit der Großmutter aus Petersburg. Diese gaben mir nun genauen Bericht über sein Erkranken. Hätte er dem Pf. Keszler und mir gefolgt, so wäre das Unglück nicht passiert. Pfarrer Keszler nämlich kam in Kischinew an, und Kanoniker Boos zog sogleich in das im Hofe der Kirche neuerbaute und feuchte Häuschen über. Bitten und Proteste von seiten des neuen Pfarrers u. a. blieben resultatlos. Die Folge davon war, daß P. Boos Zahnschmerzen bekam. Das Kopfstücken, auf dem er geschlafen, fand er nach Erwachen naß. Zwei Nächte

brachte er in dem unheilvollen Hause zu. Jetzt trat Pater Kefler energischer auf. „Hochwürden,“ sagte er, „im Namen meines Hausrechtes schließe ich jenes Haus, und Sie haben die Freundlichkeit, von Ihrer früheren Wohnung Besitz zu nehmen; Platz ist genug da; halten Sie mein Verfahren für Rebellion, so mag es für eine Viertelstunde sein.“ Gesagt, gethan; Stanislaus, eine ehrliche Haut, besorgte im Nu die Rückkehr von Sach' u. Pack, und Pater Boos war nolens volens in loco pristino. (übel oder wohl wieder in der früheren Wohnung.) Die Zahnschmerzen hat man bald durch Hausmittel beseitigt, nicht aber die Geschwulst, die auf der linken Wange zum Vorschein kam und dem Kranken Schmerzen verursachte, sowie Kauen und Schlucken hinderte. Jetzt sollte Pater Kneipp ins Werk treten. Doch hier erwies es sich, daß letzterer beim P. Boos nicht gerade in vollem Kredit war, so daß Pfarrer Kefler alle Hebel in Bewegung setzen mußte, um den Kranken ein wenig für das liebe Wasser zu gewinnen. Er ließ sich nun dazu bewegen und hat etwas Kneippisches vorgenommen; ich weiß nicht, was es war: ein Guß, Bad oder Halbbad. Der Pfarrer hatte es mir erzählt, ich habe aber nur soviel davon behalten, daß dabei als Hauptfaktor ein Wickel figurirte. Leider hat er die Wasserkur nicht fortgesetzt. Erst dann, als sein Zustand mehr als bedenklich war, hatte er eingestanden, daß er nach Anwendung des Wickels Linderung wahrgenommen. Vielleicht hat er auch deshalb die Wasserkur nicht fortgesetzt, weil „viele Köche die Suppe versalzen,“ — drei Ärzte, mit einem Chirurgen an der Spitze, besuchten ihn pünktlich und fleißig zweimal täglich; um halb neun früh und neun Uhr abends. Da war wohl kaum Zeit und Ort, dem Pater Kneipp Bahn zu brechen. Ein Arzt konstatierte Eiterung. Diese muß eine bössartige gewesen sein, denn schon am darauffolgenden Tage erschien der Arzt mit zwei anderen, hielten Konjilium, öffneten die Geschwulst und entfernten eine Unmasse Materie. *) Die Schmerzen ließen nach, die Geschwulst aber zog sich unter dem Rinn auf die rechte Wange über. Jetzt machten die Ärzte lange Gesichter und stellten eine zweite Operation in Aussicht. Stanislaus war obsolet dagegen und hat den Pf. Kefler, er möge doch die Schneiderei nicht zulassen. Letzterer riet nun dem Kranken, sofort nach Würzburg oder nach Wien zu reisen, wo bekanntlich die tüchtigsten Operateure zu haben sind. Derselben Meinung waren auch die anwesenden Verwandten. Pater Boos ließ sich aber dazu nicht bewegen; er hoffte auch ohne das Ausland davonzukommen. —

Ich habe P. Kefler nicht zu Hause angetroffen; er war in Larga. So saß ich an jenem Abende mit den Aunverwandten ratlos vor dem Kranken, wie jene um den Dulder Job. Er seufzte und ächzte. Stanislaus brachte ihm eine Tasse Fleischbrühe. Mit Mühe trank er etwas davon und sagte: „Es ist eine Tortur, auch dieses zu genießen.“ Waren Hochwürden, fragte ich ihn, jemals vollständig gesund? „Ja, in Tiflis,“ antwortete er. Wir trösteten ihn und machten ihm gute Hoffnungen. Eine Stunde später kam Pf. Kefler aus Larga an. Er sagte dem Kranken, daß die Pfarrkinder allerorts ihn bedauern und für bereit sich erklären, auch die kostspieligste Kur auf ihre Rechnung zu nehmen; er möge diesbezüglich unberorgt sein. P. Boos erwiderte darauf: „Danke für das Anerbieten, doch werde ich von der Güte der Pfarrkinder keinen Gebrauch machen; soviel habe ich noch.“ Die Ärzte rieten ihm nun, nach Odesa zu reisen und in dem evangel. Hospital der Pflege und Behandlung des Dr. Frike sich anzuvertrauen. Er folgte. Ich, ein Arzt und die Aunverwandten begleiteten ihn bis Odesa. Unterwegs fragte ich ihn, ob ich den ganzen Sachbestand im „Mlemens“ berichten dürfe. „Ja, ja, thun Sie das,“ lispelte er; „ich empfehle mich besonders dem Gebete meiner gewesenen Zöglinge.“ Ich riet ihm, er möge sich nur chloroformieren lassen, falls wieder operiert werden mußte. „Chloroformieren ist vom theologischen Standpunkte aus nicht erlaubt, gleich wie der Rausch; es ist ein malum in se, (böse in sich) weil der Mensch hierbei vor allem den Vernunftgebrauch verliert“ — fertigte er mich ab. Ich machte keine Einwendungen. Aber — Ehre ihm, dem Moralisten; er blieb seinem Fache in Wort und That bis an sein Ende treu. Kanonikus Hartmann und etliche Krankenwärter empfingen ihn im Bahnhofe — Odesa. Ich ahnte nichts Gutes und mußte nun Abschied von ihm nehmen. Ich suchte soviel wie möglich meine Besorgnis zu verbergen und nahm deshalb nur oberflächlichen Abschied, um eben nicht zu verraten, daß ich mehr weiß,

*) Ein Theeglas voll.

als er. Der begleitende Arzt sagte mir nämlich sub secreto (im Vertrauen), daß wahrscheinlich eine Blutvergiftung den Kranken bald von seinen Leiden erlösen werde. Ich beugte mich noch einmal zu ihm nieder und sagte: Vertrauen Sie auf Gott! „Beten Sie für mich“ flehte er. Ich hat nun seine Richte, sie möge mir unbedingt nach zwei Tagen schreiben, wie die Sachen stehen. Sie versprach es. Am 4. November bekam ich ein Telegramm, datirt vom 2., folgenden Inhalts: „Onkel gestorben, Dominikus Kopp wissen geben. Alexandra Boos.“ In drei Stunden war ich in Odesa. Leider habe ich mich zur Beerdigung verspätet. Was nun folgt, erfuhr ich vom H. Dekan Hartmann. P. Boos, im Krankenhaus angekommen, wurde sofort einer gründlichen ärztlichen Untersuchung unterworfen und darauf ins Bett gelegt. Dr. Frike, ein Mann von Ruf, teilte dem anwesenden Kan. Hartmann mit, daß dem würdigen Patienten nicht mehr zu helfen sei, weil Blutvergiftung bereits eingetreten sei. Wenn es aber der Kranke durchaus wünscht, so sei er bereit, eine Operation auszuführen. Selbstverständlich ist der Kranke mit dieser Hiobspost verschont worden. Was thut nicht ein Leidender mit diesem Herze und Lungen, wenn der Ertrinkende nach dem Strohhalm greift? . . . Die Operation geschah. Am darauffolgenden Tage berichtete Herr Frike dem Hochw. Dekan, daß der Kranke nicht mehr lange machen werde, und daß er (Dekan) nun seines Amtes walten möge. Die in Odesa thätigen Geistlichen machten dem Kranken Besuche. Jetzt hatte Kan. Hartmann eine harte Nuß zu knacken, denn P. Boos schien auf das Schlimmste noch nicht gefaßt zu sein . . .

Im Beisein des H. Dekans und Zeugen machte er sein Testament. Andächtig und gottergeben empfing er die Sterbesakramente. Dieses geschah etwa um 9 Uhr früh auf Allerheiligen (1. Nov.) Etliche Stunden später verlor er das Bewußtsein und erwachte nicht mehr aus diesem Zustande. Am 2. Nov., auf Allerheiligen, verschied Pater Boos ohne merklichen Todeskampf um 2 Uhr mittag, im Beisein des K. Hartmann. Die Leiche, in Messgewand gekleidet, ist in einen metallenen hermetisch verschlossenen Sarg gelegt worden. An demselben Abende wurde die Totenvesper in der Pfarrkirche für den Verstorbenen abgehalten und am nächsten Tage — die Totenmesse. Die Leiche wurde am 3. November in die Kirche gebracht und blieb dort über Nacht. Die Beerdigung geschah am 4. November feierlich im Beisein von 14 Priestern. Das Levitenamt celebrierte Kan. Hartmann. Pf. Kefler bestieg die Kanzel. In mächtigen Zügen entwarf er ein Bild des Verbliebenen. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Der Redner wies hin auf seine Arbeiten in Tiflis, Petersburg, auf sein ruhmwürdiges Wirken an unserem Seminar und schließlich auf seine eifrige, musterhafte Seelsorge in Kischinew. Er war ein wachsender und treuer Knecht im Weinberge seines Herrn. Jedermann, der nur auch wenig in Berührung mit ihm kam, staunt über seine Güte, seinen Eifer, seine tiefe und wahre Religiosität und besonders über seine Liebe und Freigebigkeit für die Armen und schonungsvolle Behandlung seiner Widersacher. Letztere blieben auch nicht aus, was dafür zeugt, daß er ein Mann nach dem Herzen Gottes war; denn Gott prüft jene, die er auserwählt hat. —

Darauf ergriff das Wort Herr Kurat Klimaschewski. (? die Red.) Der Redner kannte den Verstorbenen nicht persönlich, aber der Ruf des Dieners Gottes machte auch den Fremden beredt. In warmen Worten betonte er den Verlust, den wir nun tragen, und dieser ist um desto schmerzlicher, je größer die Arbeit und je weniger Arbeiter da sind. —

Die Beerdigung fand um 1½ Uhr mittag statt. Laut Testament vermachte P. Boos das Meiste seinen Brüdern und Schwestern zu gleichen Teilen; geringere Summen erhalten die Kirche in Obermonjour, die Kirche und die Pfarrschule in Kischinew. Seine Bücher erbt das Seminar. P. Bonävoluntatls.

Stephan Heindel.

Eine geschichtliche Erzählung aus der ersten Zeit der deutschen Ansiedler an der Wolga.
(Fortsetzung.)



Stephans Herr ritt mit seinen drei Gefangenen die ganze Nacht, ohne einmal zu halten. Gegen 10 Uhr vormittags erblickte Stephan am Fuße eines Berges einige schwarze Punkte, und nach einer halben Stunde machten sie vor ungefähr

20 Jurten (Zelten) halt. Sie waren an Ort und Stelle angekommen. Stephan und die anderen zwei waren blau gefroren und wollten sogleich in die Jurta gehen, um sich zu wärmen, da kamen sie aber schön an. Unter wütendem Poltern und Schimpfen trat ihnen der Kirgise entgegen und trieb sie hinaus. Sie suchten sich nun durch Hin- und Herlaufen zu erwärmen, schauten auch vorsichtig in eine etwas kleinere Jurta, und da sie darin keine Frauen sahen, so traten sie schüchtern ein. In der Mitte war ein kleines Feuer angezündet. Drei Männer saßen herum und hielten ihre Hände darüber. Einer aus ihnen fuhr die Sklaven hart an, wurde aber von ihnen nicht verstanden. Stephan gab dem Manne durch Zeichen zu verstehen, daß er sich wärmen wolle, und schritt rasch ans Feuer. Die Kirgisen murmelten dann etwas unter sich und kümmernten sich um die Sklaven nicht weiter. Das Feuer hatte bald ihre starren Glieder erweicht, aber der Magen brummte unaufhörlich. Sie hatten geglaubt, daß man ihnen gleich nach ihrer Ankunft eine Stärkung verabreichen würde, mußten aber warten bis gegen Abend, ehe sie Vorbereitungen zum Essen bemerkten. Jeder erhielt ein Stück Fleisch, aber ohne Brot. Dieses schien ihnen zu wenig, doch in den folgenden Tagen wären sie herzlich froh gewesen, wenn sie nur soviel erhalten hätten. Die Kirgisen schienen sie ganz vergessen zu haben. Einstens sah die ganze Kirgisenfamilie um einen gebratenen Hammel und ließ es sich wohlschmecken. Stephan hatte den Zähnhunger. Er zeigte auf seinen Leib, fuhr mit der Hand zum Munde, verneigte sich bis zur Erde, um etwas zum Essen zu bekommen, allein die Kirgisen blieben unerweichlich. Traurig setzte sich Stephan in einer Entfernung auf den Boden und schaute in die Jurta. Da kam ein abgenagter Knochen geflogen. In der Nähe lag ein Hund, der den hingeworfenen Knochen sogleich mit den Pfoten ergriffen hatte. Stephan riß ihm denselben aus den Zähnen und fing begierig an, die letzten Fleischresten daran abzunagen. Es wurde ihm nun noch ein Knochen um den anderen zugeworfen, aber an allen war nur sehr wenig Fleisch. Das Mahl war beendet, und Stephan mußte hungrig fortgehen. Stephan und seine Mitgefangenen weinten die bittersten Thränen. „In der Heimat finden unsere Hunde mehr an den Knochen als wir hier,“ klagte er. „Woher sollen wir nur die Kräfte nehmen, um die aufgetragenen Arbeiten zu verrichten?“ Es war das nicht das letzte Mal, daß die Sklaven so unmenschlich behandelt wurden. Stephan mußte sich noch öfters mit den hingeworfenen Knochen begnügen. Wegen Unkenntnis der Sprache mußte sein unschuldiger Rücken unzählige Prügel aushalten. Da es Winter war, und Stephan keine anderen Begriffe hatte, als daß das Vieh im Winter im Stall gefüttert werden müsse, so verstand er von den Befehlen seines Herrn das gerade Gegenteil. Er wurde heißen, die Pferde und Kamele auf die Weide zu treiben, und er hielt sie auf einem Haufen neben der Jurta. Ihm wurde gezeigt, wie er die Stuten zu melken habe, und er verstand, er solle keinen beilassen, der melken wolle. So sehr er sich auch in acht nahm, sein Herr fand stets etwas an seinen Arbeiten auszusetzen, und Stephan mußte für alles schwer büßen. Eines Tages erhielten alle drei eine tüchtige Tracht Prügel. „Kommt, wir wollen durchgehen,“ meinte der eine aus ihnen. „Ja, wohin denn?“ fragte Stephan. „Welche Richtung sollen wir denn einschlagen? Wir wissen ja den Weg nicht. Und selbst dann, wenn wir uns auch in der Steppe zurecht finden sollten, wären wir doch verloren; denn wir haben ja keine Lebensmittel. Entweder würden wir verhungern, oder die Wölfe würden sich uns zur Mahlzeit holen. Käme es nicht so weit, dann würden wir wahrscheinlich anderen Räubern in die Hände fallen, und dann wäre unser Los noch schlimmer als jetzt. Das habe ich schon alles überlegt und mir den Kopf mit verschiedenen Plänen zerbrochen und bin zu dem Resultat gekommen, es ist am besten, wir bleiben, wo wir sind. Der März geht seinem Ende entgegen, und wenn erst einmal der liebe Frühling eingezogen ist, dann läßt sich vielleicht etwas machen. Also nur geduldig.“ Die Mitgefangenen sahen nur zu klar ein, daß Stephan recht habe, als daß sie ihren Plan ausgeführt hätten. Ihre größten Hoffnungen setzten sie nun auf den Frühling. Alles hätten sie gerne ertragen, wären nur die Kirgisen mit der Nahrung nicht so genau gewesen. Die Gefangenen erhielten kaum so viel, daß sie nicht dem Hungertode verfielen. Einstens wurde Stephan wieder schrecklich vom Hunger gequält. Als er nun die Kamele zur Tränke trieb, bemerkte er da ein Rudel Hunde. Dem Nachbar war ein Pferd krepirt. Er hatte ihm die

Haut abgezogen und das Nas dorthin geschleppt. Stephan zog rasch sein Messer aus dem Gürtel, schnitt ein Stück Nas los, machte Feuer, briet das Fleisch und aß es halbroh. Darauf schnitt er noch ein Stück ab, verbarg es unter den Kleidern, um es seinen Mitgefangenen zu bringen, welche von dem bleichen Gespenst ja ebenso gequält wurden, wie er. Als Stephan dem einen aus ihnen das Stück Fleisch zeigte, sperrte dieser den Mund auf und war im Begriffe, einen Freudenschrei auszustößen. „Sei still!“ sagte Stephan leise und stopfte ihm schnell eine Handvoll Gras in den offenen Mund, „sonst nehmen sie es uns weg.“ Ohne Aufsehen zu erregen, entfernten sie sich, brieten und aßen. „Wie das so gut schmeckt,“ meinte der eine. „Na du weißt doch,“ erwiderte der andere, „der Hunger ist der beste Koch.“ Ein anderes Mal mußte Stephan wieder aus der Not helfen. Der Tamyr des Nachbarkirgisen hatte diesen besucht, bei welcher Gelegenheit ein Festmahl gegeben wurde. Der wesentliche Bestandteil des letzteren ist aber bei den Kirgisen ein gebratener Hammel. So war es auch beim Nachbar. Stephan fand die hinausgeworfenen Gedärme des geschlachteten Hammels auf, reinigte sie vom Urnat, briet und aß mit seinen Genossen. Von nun an gab er acht, wann bei seinem Herrn ein Stück Vieh geschlachtet wurde, und hat noch öfters mit den Gedärmen seinen Hunger gestillt. —

Der Schnee war von den warmen Sonnenstrahlen geschmolzen. Ein gelinder Frühlingwind zog über die Steppen. Die Kräuter sproßten überall hervor und überzogen die Flur mit einer grünen Decke. Neues Leben zeigte sich allerorts. Stephan und seine Genossen waren froh, daß sie wenigstens einen Feind weniger hatten — die Kälte. Auch hofften sie, mit Wurzeln leichter den Hunger stillen zu können. Dem Stephan wurden die Ziegen und Schafe zum Hüten anvertraut. Eines Morgens sah er und schaute hinüber nach Westen in seine Heimat. Er sann nach, ob es denn gar keinen Ausweg gebe, sich aus der Slaverei zu befreien. Da sah er, wie zwei Reiter herangeritten kamen. In dem einen erkannte er alsbald seinen Herrn, in dem anderen einen neuen Sklaven. „Da haßt du einen Kameraden,“ sprach der Kirgise vom Pferde absteigend, „er wird die Kamele allein hüten. Geht acht, daß ihr das Vieh gut weidet, sonst zieh' ich euch die Haut lebendig vom Leibe.“ Der neue Sklave hat seinen Herrn um Nahrungsmittel und bediente sich dabei der kirgisischen Sprache. Das war Stephan auffällig, da er bisher stets gehört hatte, daß die Kirgisen ihre Landsleute nicht zu Sklaven machen. Er fragte deshalb seinen Kameraden, woher er sei. „Wir sind wahrscheinlich Landsleute,“ antwortete jener in russischer Sprache. „Richtig,“ sprach Stephan sehr erfreut, und beide ließen sich gleich in ein sehr freundliches Gespräch ein. Sergej Lukitsch Rasumow — so hieß der Russe — hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, wie Stephan ihm erzählte, auf welche Weise er in die Gefangenschaft geraten sei. Darauf bat Stephan seinen Kameraden, ebenfalls zu erzählen, wie ihn das Unglück getroffen habe. „Ach, Stepan Kondratjewitsch,“ begann Rasumow, „du haßt zwar viel zu leiden, aber haßt doch das Bewußtsein, daß Feinde dich deiner Heimat beraubt haben; ich aber fühle zu allen dem noch die tiefe Kränkung, daß einer meiner besten Freunde mich den Kirgisen verkauft hat.“ — „Ist es möglich?“ rief Stephan verwundert. „Nicht nur möglich, sondern Wirklichkeit, wie du siehst,“ sprach Rasumow tief gerührt. „Höre, wie das zugegangen ist. Ich bin aus Drenburg und hatte einen Freund, der mir so nahe wie mein leiblicher Bruder stand. Mit meiner Braut — Olga Andrejewna heißt die Schöne — wollte ich mich nach Ostern trauen lassen und ahnte nicht, daß wir einen Widersacher hatten. Es stellte sich nämlich heraus, daß mein Freund auch um die Hand der Olga warb, meine Allerliebste schickte ihn aber mit einem Korb nach Hause. Darüber wurde er wütend und beschloß, sich zu rächen. Eines Abends lud er mich ein, am nächsten Tage auf die Wolfsjagd zu reiten. Ich gab meine Zustimmung. Meine Braut warnte mich, „Ich traue dem Schurken nicht,“ sagte sie, „er will dich in eine Falle locken.“ Doch ich verwies ihr diesen Argwohn und traf die notwendigen Vorbereitungen zur Jagd. Kaum dämmerte der Tag, da stand mein Freund schon vor der Thüre. Ich, nichts Böses ahnend, ritt mit. Wir mochten anderthalb Stunden unterwegs gewesen sein, als wir eine Kirgiser Kibitka erblickten. Mein Freund sagte, es sei das ein bekannter Kirgise zu ihm, den wir besuchen wollten. Wir ritten hin und wurden höflichst empfangen. Kaum hatte ich mich niedergelegt,

so fielen mein Freund und der Kirgise über mich her und banden mich an Händen und Füßen. Der Überfall geschah so unverhofft, daß jede Gegenwehr umsonst war. „Freund, hast du Ernst?“ fragte ich. „Ja, da liegst du jetzt,“ sagte er grinsend, drehte mir den Rücken zu, setzte auf und ritt fort. Der Kirgise machte sich auch rasch auf die Lappen und hat mich deinem Herrn übergeben. Mein Herzleid kannst du dir denken. ¹⁾ Ich bin aber froh, daß ich in deiner Person wenigstens einen besseren Freund gefunden habe, als jener war.“ — „Und ich,“ sagte Stephan, „freue mich noch mehr. Verstehst dich, nicht darüber, daß du in die Gefangenschaft geraten bist, sondern weil du mein bester Kamerad bist. Du kannst die kirgisische Sprache und wirst also so gut sein, mir den allernotwendigsten Unterricht darin geben, dann werde ich doch die Prügel los sein.“ Rasumow war damit einverstanden, und Stephan lernte mit der größten Wißbegierde. Beide waren bald die intimsten Freunde.

„Wir wollen wahre Tamyre sein? Nicht wahr?“, sagte Rasumow. „Ja, was ist damit gemeint?“ — „Das will ich dir gleich auseinandersetzen. Tamyr bedeutet Freund. Doch solche Tamyr sind bei den Kirgisen nicht alle, die in freundschaftlicher Beziehung stehen, sondern nur diejenigen, welche diese Freundschaft auf eine besondere Weise geschlossen haben. Die Veranlassung zu diesem Freundschaftsbunde bildet gewöhnlich ein wichtiges Ereignis. Wollen zwei Kirgisen den Tamyrbund schließen, so umarmen sie sich, legen zwischen die entblößten Brüste ein blankes Schwert und schwören dabei, einander das ganze Leben lang immer beizustehen zu wollen. Dieser Freundschaftsbund hat Gütergemeinschaft im Gefolge. Ein Tamyr kann bei dem anderen nehmen, was er will, selbst dessen Tochter. Würde ein Tamyr dem anderen die gewünschte Sache nicht geben, so entstände dadurch lebenslängliche Feindschaft, die zur Blutrache führt. Ich und du, wir wollen nun auch eine solche Freundschaft schließen. Statt ein Schwert auf unsere Brust zu legen, geben wir uns den Bruderkuß.“ Sie küßten sich herzlich und schworen, für alle Zeiten nur ein Herz und eine Seele sein zu wollen. „Freund,“ sagte Stephan, „ich kann die Fesseln an deinen Füßen nicht länger sehen. Laß mich einmal probieren, ob ich sie nicht sprengen kann.“ „Willest nicht das möglich,“ erwiderte Rasumow, „aber wenn es nicht so geht, kann ich sie wieder anlegen kann, wann ich will, dann muß es unterbleiben. Würde mein Herr mich ohne Fesseln antreffen, dann o wehe!“ Stephan mühte sich ab, daß der Schweiß über die Stirne herabrann, doch vergebens. Er konnte seinem Freunde nicht helfen und mußte zusehen, wie Rasumow nur mit Mühe kleine Schritte machen konnte. —

Der Juni war zu Ende. Stephan und Rasumow trieben die Herde näher zur Jurta, um dem Herrn mitzuteilen daß ein anderer Weideplatz notwendig sei. „He, Stephan Kondratjewitsch, was Neues!“ — „Nun was denn?“ — „Siehst du dort die bunt aufgeputzten Kirgisen?“ — „Ja wohl, das scheinen Beamte zu sein.“ — „Nicht doch, das sind Brautwerber. Bevor wir fortziehen, wird es also noch eine Hochzeit geben.“ „Ich wäre neugierig zu sehen, was für Gebräuche die Kirgisen haben.“ — „Diese Neugierde wirst du jetzt befriedigen können. Wir sind ihre Sitten schon bekannt, und ich werde dir alles erklären. Siehst du, jene fünf Mann mit den Federbüscheln auf dem Kopfe sind Brautwerber. Sie haben bereits angefragt und die Erlaubnis erhalten, die Jurta unseres Herrn aufsuchen zu dürfen. Daß die Braut ihnen schon zugesagt ist, das kannst du daran abnehmen, was jene zwei Kirgisen dort an der Jurta thun. Sie schlachten einen weißen Hammel. Von diesem Hammelfleisch wird eine besondere Speise zubereitet, sie nennen sie „Kujrjuk baur.“ Sobald die Brautleute, die Eltern der Braut und die Brautwerber davon gegessen haben, wird die Verlobung als vollkommen gültig betrachtet.“ Ungefähr nach einer Stunde war das Mahl bereit. Stephan bemerkte, wie die Brautwerber hinzuhielten. Sie machten verschiedene Sprünge, schlugen Burzelbäume und dergl. Er

¹⁾ Das Erzählte ist buchstäblich wahr, nur fällt die Thatsache in eine spätere Zeit. Der Abrundung wegen nahm ich sie hier auf. Der angegebene Name ist jedoch erdichtet, da ich den wahren Namen nicht ermitteln konnte. Vom weiteren Schicksal Rasumows sei bemerkt, daß er in die Sklaverei nach Chiwa verkauft, dann aber befreit wurde. Seine Braut war ihm treu geblieben, und beim Wiedersehen glaubten beide, das höchste irdische Glück zu besitzen das sie sich nur denken konnten. Daß die Trauung darauf folgte, ist selbstverständlich.

fragte deshalb Rasumow, was das zu bedeuten habe. „Weißt du,“ erklärte jener, „es ist bei den Kirgisen Sitte, daß die Brautwerber alles thun müssen, was die Gäste ihnen aufgeben. Wollte jemand von ihnen sich weigern, die Narrheiten der Gäste auszuführen, so würde er dem allgemeinen Hohngelächter überliefert. Die Brautwerber trösten sich mit der Hoffnung auf Vergeltung. Nach dem Mahle nämlich dürfen sie den Kujrjuk baur herumreichen. Wie du nun weißt, haben die Kirgisen weder Messer, noch Gabel, noch Löffel. Statt dessen gebrauchen sie einfach die Herrgottsgabel. Die Brautwerber nehmen also ein Stück Fleisch mit der Hand und legen es dem Gast in den Mund. Es macht ihnen nun das größte Vergnügen, wenn sie dabei dem Gast das ganze Gesicht mit Fett einschmierem können, ohne daß der Gast irgend etwas dagegen einwenden darf, widrigenfalls er sich der größten Unhöflichkeit schuldig machen würde. Hörst du das Gelächter? Es geht los.“ — „Hm! Würde der Brautwerber auch mir nur ein Stück Fleisch bringen,“ sagte Stephan, „das Gesicht läßt sich ja reinigen, und der Magen würde zu knurren aufhören.“ Drei Tage nachher schickte der Vater der Braut seinen Bevollmächtigten in die Jurta des Bräutigams, um die ausgedungene Mitgift in Empfang zu nehmen. Sie bestand aus fünfzig Hammeln, zwei Paar Kamelen und zwei Pferden. Weil die Kirgisen wegen Mangel an Weide ihren Sitz verlassen mußten, so wurde die Trauung schon auf den nächsten Tag festgesetzt. Mit großem Gefolge kam der Bräutigam angeritten. Als bald begannen die Schmausereien. Fünf Mann Kirgisen arbeiteten an der Jurta der Verlobten. Stephan und Rasumow mußten helfen. „Warum eilt ihr euch denn so?“ fragte Stephan. „Sonst baut man an der Jurta doch einen Monat lang?“ — „Arbeite nur, Schmausvoger!“ erhielt er zur Antwort, „es sind nicht deine Sachen.“ Gegen Abend war die Jurta fertig. Die Brautleute mit den Gästen gingen hinein. „Na, da ist ja ein rotes Band daran,“ sagte Stephan, als ein aus der oberen Öffnung der Jurta geschleuderter Knochen hart neben ihm fiel. „Das bezeugt die Geschicklichkeit des Bräutigams,“ erklärte Rasumow. „Weißt du, was die darin machen?“ — „Nun sie essen Hammelfleisch, trinken Kumys und werfen die Knochen heraus.“ — „Das wohl. Allein das hat auch seine Bedeutung. Neben sich haben sie verschiedenes Zeug liegen, rotes blaues und and. Von jeder Sorte haben sie auch kurze Bänder, wie dieser da. Sie binden dieselben an die Knochen, und der Bräutigam muß sie zur Öffnung hinauswerfen. Trifft er nicht, so gehört das Zeug den anwesenden Frauen, trifft er, dann der Braut. Du kannst es dir denken, daß er sich alle Mühe gibt, damit kein Knochen in der Jurta bleibe, sonst käme er seiner Braut gegenüber in Verlegenheit.“ Die Schmausereien währten die ganze Nacht hindurch bis zum hellen Morgen. „Wann werden sie denn getraut?“ fragte Stephan weiter. „Getraut? Trauung? Hm! Die ist schon vorüber. Weißt du, wir haben ja in der Jurta zwei Vorhänge angebracht. Hinter dem einen sitzt die Braut, hinter dem anderen der Bräutigam, und in der Mitte hast du das Feuer brennen sehen. Des Bräutigams Vorhang wird aufgerollt, jener der Braut nicht. Ums Feuer placieren sich die Eltern der Braut, zwei Zeugen und der Mulla oder sonst jemand, der lesen kann. Du hast gesehen, wie unser Herr einen Becher mitnahm, als er hineinging. Er gießt ihn voll Wasser und wirft ein Silberstück hinein. Der Mulla fragt nun, ob die beiden eine Ehe eingehen wollen. Die Antwort lautet: „Ja ich w o l l t e.“ Darauf trinken alle aus dem Becher, und die Cereimonie hat ein Ende. Der Becher samt allem, was darin ist, gehört dem Mulla.“ Rasumow hatte noch nicht geendigt, als der Bräutigam heraus trat und zweien Kirgisen, die ein Pferd führten, entgegen ging. Der Bräutigam, das Pferd am Zügel haltend, kam zurück vor die Thüre der Jurta. Strahlend in ihrem reichsten Schmucke erschien die Braut aufs Pferd gehoben und ritt daher wie eine Königin. Auf der Brust funkelten mehrere Silbermünzen, und um die Lenden schlang sich ein Gürtel aus Silbertrödeln. Die Kopfbedeckung sah einem Zuckerhut ähnlich. Oben an der Spitze glänzte eine Scheibe, rund wie eine Sonnenrose, von welcher ein langer weißer Schleier herabhing. Der Bräutigam, ebenfalls aufs schönste gekleidet, führte das Pferd vor die Jurta der Eltern der Braut. Wohl drei Duzend Frauen bildeten das Geleite. „O du Unglückliche,“ seufzte Rasumow, „es ist dies dein einziger glücklicher Tag. Jetzt bist du einer Königin ähnlich, und morgen schon wirst du nicht mehr als eine Sklavin deines Mannes sein. O Kir-

gisenwort, wann wirst du einsehen, daß die Frau ebenso ein Gebilde Gottes ist wie der Mann?"

Hieronymus.

(Fortsetzung folgt.)

K o r r e s p o n d e n z.

Marienthal. (Gouv. Samara.) Nach einer langen Periode hatte Marienthal endlich das schon längst ersehnte Glück, einen Sprößling aus seiner Mitte am Altare das erste hl. Mesopfer darbringen zu sehen. Bligesschnell verbreitete sich am 21. November in der ganzen Umgegend der Ruf „Der Sohn des Jakob Daas von Marienthal ist zum Priester geweiht und wird seine Primiz in Marienthal halten.“ Keine Mühe wurde nun von seiten Marienthals gespart, um den hehren Tag des Neugeweihten zu verherrlichen. In allen Ecken des Dorfes sah man Leute beschäftigt, die sich bemühten, die besten Pferde und den schönsten Schmuck für letztere zu besorgen, um auf solche Weise erstens ihre Liebe zu dem neugeweihten jungen Priester, Herrn Peter Haas, bei seiner Abnahme von Louis zu bezeugen und zweitens, um in seiner Person die Güte Gottes zu preisen und zu verherrlichen. Nachdem die Einwohner Marienthals von dem bevorstehenden erhabenen Feste durch das Glockengeläute vom Kirchenturme aus in Kenntnis gesetzt worden waren, versammelten sich auf der Straße, die der Abnahmezug passieren sollte, fast ganz Marienthal, denn jeder hielt es für ein Glück, den jungen Herrn zu sehen. Das Glockengeläute hörte mit einemmal auf, und man hörte die lieblichen Töne der Musik, welche der harrenden Menge die Nähe des Zuges andeutete. Große Stille herrscht jetzt unter der Menge, die Glocken beginnen wieder zu läuten, und nun kommen paarenweise die Reiter, 34 an der Zahl, langsam geritten, worauf das Dreigespann folgt, auf welchem der Neopresbyter in Begleitung des Herrn P. E. Dittler sitzt. Langsam bewegte sich der Zug bis zum Hause der Eltern des Neugeweihten, wo über dem Thor der herrliche Spruch: „Heute ist diesem Hanse Heil wiederfahren!“ Platz gefunden hatte. Die eigentliche Feier sollte aber erst tags darauf, nämlich am Sonntage stattfinden. Schon um acht Uhr morgens füllte sich die Kirche mit Gläubigen. Um halb zehn wurde der Primiziant mit feierlicher Prozession vom Hause seiner Eltern in die Kirche abgeholt. Auf dem Wege zur Kirche wurde „Großer Gott, wir loben dich!“ mit Musikbegleitung gesungen, während der Neugeweihte in einem von künstlichen Blumen hergerichteten Kratze, den zwei in Weiß gekleidete Mädchen trugen, langsam einerschritt. Vier kleine Mädchen streuten vor ihm bis zum Altare der Kirche Blumen. In die Kirche angekommen, wurde das „Veni Creator“ („Komm, hl. Geist“) gesungen, worauf der Primiziant unter Assistenz der Herren P.P. J. Schönfeld und J. Ulberl das Leutenamt begann. P. J. Wasinger diente dabei als Diakon und P. E. Dittler als Subdiakon. Nach dem Evangelium bestieg Herr P. J. Albert die Kanzel und hielt die Festrede, worin er dem Volke die zweifache Gewalt des Priesters klar auseinandersetzte, nämlich die Gewalt, Sünden nachzulassen, und die Gewalt, das Brot in den wahren Leib und den Wein in das wahre Blut Jesu Christi zu verwandeln. Während des Hochamtes empfingen die Eltern des Primizianten aus dessen Händen an den Stufen des Altares die hl. Kommunion, während dieselbe den übrigen an der Kommunionbank dargereicht wurde. Die Kirche war, obwohl man die Kinder entfernte, dermaßen angefüllt, daß man ein Unglück befürchtete. Schön verlief die ganze Feierlichkeit und nicht wenig Nutzen wird sie wohl allen gebracht haben, besonders aber jenen, welche solcher Feier zum erstenmal beizuhören. Möge der liebe Gott das Flehen der bei diesem Feste versammelten Menschen erhören und dem Primizianten Herrn P. Haas die Gnade verleihen, recht viele Jahre mit Erfolg im Weinberge des Herrn zu arbeiten, um ihn dann am Lebensende für alle Mühe mit der Himmelkrone zu belohnen. — Nach Beendigung des hl. Opfers begleitete man den Primizianten wie zuvor mit feierlicher Prozession unter Gesang und Glockengeläute zurück in sein Elternhaus, wo von den anwesenden Priestern ein herzliches „Plurimos annos“ angestimmt und mehrmals wiederholt wurde. Darauf gab der

Primiziant ein reichliches Freudenmahl, während welchem unter anderem Herr P. J. Wasinger auf den Papst, Bischof, Primizianten und dessen Eltern toastete. Jakob Reßler.

Aus Welt und Kirche. a) Inland.

Saratow. Am Feste der Erscheinung des Herrn erhielten die Subdiakonen Valentin Böckler und Simon Schilafschwili die Diakonatsweihe, und am Sonntage darauf wurden zu Priestern geweiht die Diakonen: Johannes Schneider aus Leichtling, Gouv. Saratow, Nefte des Pfarrers J. Schneider in Bergthal, Adam Gibulsky, ein Pole, aus Dweitscht, Gouv. Grodno und Simon Schilafschwili, ein Georgier, aus Ude, Gouv. Tiflis. Am Montage (10. Januar) feierte der Neopresbyter J. Schneider seine Primiz in der Kathedrale und A. Gibulsky in der Seminar-kapelle. Die Hochw. Herren haben bereits ihre Ernennung erhalten: P. J. Schneider nach Rothammel und P. A. Gibulsky als Vikar nach Köhler, da Pfarrer A. Ulrich krankheits halber die Pfarrei nicht mehr versehen kann. —

Am Feste der hl. Drei Könige findet bei den Russen bekanntlich die Wasserweihe an den Flüssen statt. Nach der Weihe gibt es immer Liebhaber zum Baden. Trotzdem wir in diesem Jahre am 6. Januar 14 Grad Kälte nach Reaumür hatten, und zudem ein scharfer Ostwind blies, badeten sich dennoch im Eisloch in der Wolga über hundert Personen, Männer, Weiber und Kinder. Das sind sicher wahre „Kneippskinder.“ —

In den Städten ist es Gebrauch, daß b. freundete Personen während der Feiertage sich einander Bienen abstatten. Auswärtigen werden Visitenkarten zugesandt. Wie stark letztere Sitte verbreitet ist, geht daraus hervor, daß allein die Typographie S. Ch. Schellhorn u. K. zu den soeben verfloßenen Feiertagen 70,000 Visitenkarten gedruckt hat.

Noworossijsk. Während des furchtbaren Sturmes, der an den Küsten des Schwarzen Meeres wütete, haben einige Dampfer viel zu leiden gehabt. So schreibt ein Korrespondent der „Bisch. Wod.“ über die Gefahren, die der Dampfer der Russischen Gesellschaft „Großfürstin Olga“ auszusetzen hatte. Bei prächtigem stillem Wetter begab sich derselbe am 5. Dezember um 12 Uhr mittags nach Noworossijsk. Er hatte 1200 Pud Fracht und 450 Passagiere. Nachdem er glücklich in Suchum angelangt war und 1½ Stunden auf neue Passagiere gewartet hatte, dampfte er gerademwegs zum Orte seiner Bestimmung ab. Bei seiner Abfahrt blies Nordost, der sich bald zu einem furchtbaren Sturme gestaltete. Trotz des großen Schwankens hielt der Dampfer immer noch geraden Weg nach Noworossijsk, war aber, um einem Unglücke vorzubeugen, gezwungen, 18 Werst vor der Stadt anzuhalten. Einige Meilen davon warf er den Anker. Zum Unglück plakte das Dampfventil, und der Dampfer mußte jetzt nach der Richtung des Windes gehen, der immer stärker wurde und denselben immer weiter ins Meer hineintrieb. Auf dem Wege stellte es sich heraus, daß die Kohlen ausgegangen und die Passagiere daher dem Schicksale überlassen sind. Zu diesem gesellte sich noch Brand im Raume der 2. Klasse. Nun stürzten alle Passagiere, die von dem starken Schaukeln und den schlaflosen Nächten ganz entkräftet waren, das entstandene Feuer zu löschen; glücklicherweise gelang ihnen das auch bald. Es ist schwer, die allgemeine Panik des Publikums zu beschreiben, das jede Hoffnung auf Rettung bereits verloren hatte. Die Männer begaben sich in die Frauenabteilung, um Abschied von ihren Ehehälften und Kindern zu nehmen. So verbrachten die Passagiere in äußerster Niedergeschlagenheit drei Tage auf dem Meere, beständig die letzte Minute erwartend. Endlich versammelte der Kapitän des Dampfers, der sich nicht mehr zurechtfinden konnte, einige Passagiere zu Beratung. Es wurde auf diesem Rate beschlossen, die Passagiere der 3. Klasse in die 2. und die der 2. in die erste Klasse überzuführen, dann das Lokal der 3. Klasse zu verbrennen und im Notfalle ebenso mit der 2. und 1. Klasse zu verfahren. Sogleich wurden die Bänke, die Maschinen und alles, was von Holz war, niedergeworfen und die Maschine in Gang gesetzt. Das war schon morgens am 10. Dezember. Mit erleichtertem Herzen traten die Passagiere aufs Berdeck. 87 Meilen hatte der Dampfer in der Richtung zum Süd-Westen bereits hinter sich, ohne auch nur ein Zeichen anzutreffen, das die Nähe eines Ufers verkündet hätte.

Brand reichte nur noch auf paar Stunden. Um 10 Uhr abends bemerkte man endlich flackernde Flämmchen, die der Kapitän für das Feuer der türkischen Stadt Sinope anerkannte. Der Jubel der Passagiere beim Herrannahen des Dampfers zum Ufer ist unbeschreiblich. Alle begrüßten einander; es erschollen die Rufe: „Hurra!“ Auf das Signalfener kam keine Antwort vom Ufer, und so mußten die Passagiere noch eine Nacht auf dem Meere zubringen, um dann von den Mähsalen befreit zu sein.

Surjew. Am Vormittag des 8. Dezember ist der „Nordl. Btg.“ zufolge die feierliche Einweihung der neuen römisch-katholischen Kirche vollzogen worden. Die schmucke kleine Kirche in gothischem Stil gereicht der Schaffensfreudigkeit und Opferwilligkeit der römisch-katholischen Gemeinde zur Ehre und ist eine architektonische Zierde der Stadt.

Schitomir. Folgenden kuriosen Brief erhielt die in Schitomir erscheinende Zeitung „Wolyn“:

„Hochgeehrter Herr Redacteur! Gestatten Sie mir, mit Hilfe Ihres geschätzten Blattes, gehörigen Orts zur Kenntnis zu bringen, daß der Schnaps in Wolhynien schlechter geworden ist. Als großer Liebhaber des Schnapses und täglicher Konsument von mindestens 10 Schnäpsen, die ich bei guter Gesundheit, je nachdem ich dazu aufgelegt bin, bis auf 15 steigere, liegt es natürlich in meinem Wunsch, daß der Schnaps mir Behagen bereite und zuträglich sei. So war es auch früher, als ich noch die Schnäpse von Smirnow (Gott erhalte ihn bei guter Gesundheit) trank, um nach Einführung des Monopols auf den sogenannten „Stolowoje“ zu 55 Kop. pro Flasche überzugehen. Jetzt fange ich an zu merken, daß diese Ware immer schlechter und schlechter wird. Es fehlt ihr jener exquisiten, ölige, mollige Weigeschmack, der von den Verehrern Smirnows und Nowossilzews, freundlichen Angedenkens, so sehr geschätzt wird. Von unserem Monopolschnaps 10 Gläschen täglich zu trinken, ist schon nicht mehr angenehm; ja es kommen sogar solche Flaschen vor, wo man sich bereits zum achten Glase zwingen muß. Spezialisten, an die ich mich wandte, meinten, der Schnaps werde wahrscheinlich über Kohlen abgezogen. Noch neulich versuchte ich wieder den Smirnowschen Schnaps — und muß gestehen, daß ein wahrer Abgrund der Verschiedenheit ihn von dem Getränke scheidet, auf das wir jetzt angewiesen sind. Während unser Schnaps einen groben Geschmack hat, ist der Smirnowsche einfach köstlich zu nennen. Ich trank von letzterem 10 Gläschen (zum Mittag und zum Abendessen), und zwar nicht nur ohne jeglichen Zwang, sondern im Gegenteil, ich mußte mich zwingen, nicht mehr zu trinken.“

Wäre es daher nicht angebracht, daß die örtliche Niederlage ein Getränk bereitete, bei dem man nicht in die Lage käme, vergangener besserer Tage zu gedenken?

Ein gemäßigter Schnapskonsument.“

Das ist, so bemerken hierzu die „Nowosti“, die schicksalschwere Frage, welche die Gemüter aller „gemäßigten Schnapskonsumenten“ des Gouvernements Wolhynien bewegt, die es mit einer täglichen Normalportion von 15 Schnäpsen halten. Wieviel mögen sich aber wohl in diesem Falle die „unnmäßigen Konsumenten“ gestatten?

b) Ausland.

Rom. Dem in Turin erscheinenden katholischen „Corriere d'Italia“ entnimmt die „Kath. Kchztg.“ folgende Mitteilung: „Vor kurzem hielt ein fremder Jesuit in der Stadt Aquila eine Reihe von Kanzelvorträgen. Eines Tages erschienen bei ihm zehn junge Damen aus den vornehmsten Familien und legten ihm die Frage vor, ob es statthaft sei, Gott je ein Jahr von der ihnen bestimmten Lebensdauer anzubieten mit der Bitte, dafür dem Heiligen Vater noch weitere zehn Jahre Gesundheit zu verleihen, so daß sein Leben das Jahrhundert erreiche zum Wohle der Kirche. Die Antwort des Paters lautete, wohl dürften sie das großherzige Angebot Gott dem Herrn machen, der es ihnen zweifelsohne zu hohem Verdienst anrechnen werde, obschon die Annahme des verdienstreichen Opfers nicht die Erfüllung ihres frommen Wunsches sichere. Die jungen Damen, durch diese Antwort ermutigt, haben ihr frommes Angebot an Gott und an den Heiligen Vater in einer Adresse ausgedrückt, welche ein Meisterwerk der Miniaturmalerei ist und ihre sämtlichen Unterschriften trägt und diese haben sie in eine reich in Gold und Seide gestickte Mappe gelegt, womit sie nach Rom gekommen und in einem Kloster abgestiegen sind. Leo XIII. hat durch

seinen Oberstkämmerer den Vorgang vernommen und die zehn jungen Damen am 4. Dezember in einer Privataudienz aufs huldreichste empfangen.

Spanien Die Regierung Spaniens hat die Gemüthung, daß es ihr gelungen ist, den starkköpfigen Separatismus Kataloniens zu beugen. Um sich eine größere Selbständigkeit der Verwaltung zu erkämpfen, hatten die Kaufleute Barcelonas die Zahlung der Steuern verweigert, ihre Läden geschlossen, Straßenaufuhr veranlaßt und die Dinge soweit getrieben, daß es fast schien, als solle ein Bürgerkrieg ausbrechen. Jene Selbständigkeit sollte hauptsächlich darin bestehen, daß die Regierung keinen Einfluß auf die Steuerveranlagung habe, man wollte einen großartigen Aufruhr in Scene setzen. Das ist nun mißglückt. Nach langem Schwanken, das zu Krisen in seinem Schoße führte und dem Justizminister seinen Abschied brachte, hat das Kabinett zu kräftigen Maßregeln gegriffen, die hartnäckigsten Steuerverweigerer unter dem Regiment des Belagerungszustandes auf ein Kriegsschiff in Gefangenschaft bringen lassen und damit den Widerstand gebrochen. Die Steuern sind bereits bezahlt.

Philippinen. Die Regierung Aguinaldos hat eine Sammlung von Aktenstücken, die sich auf die Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und den Aufständischen auf den Philippinen vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Amerikanern und Philippinos beziehen, veröffentlicht, um zu beweisen, daß die Amerikaner den Philippinos eine selbständige Regierung versprochen haben, um sie zur Teilnahme an dem Kriege gegen Spanien zu bewegen. Diese Behauptung ist ohne Zweifel begründet, und auch die meisten in der erwähnten Publikation enthaltenen Aktenstücke sind bereits bekannt, allein es kann doch nichts schaden, wenn sie so gut zusammengestellt den „Ehrenwerten Mitgliedern des Senats und des Hauses der Repräsentanten“ in Washington unterbreitet werden. Als Einleitung zu der Sammlung von Telegrammen, Aktenstücken u. d. m. dient ein von Aguinaldos Minister des Außern Felipe Buencamino aus Tarlac 20. August 1899 an die Kongressmitglieder gerichtete Apell, die Unabhängigkeit der Philippinen anzuerkennen. Einen Erfolg wird dieser Apell freilich nicht haben, obgleich es in den Vereinigten Staaten sehr viele Politiker gibt, welche entschieden zum Abschlusse des Friedens mit den Philippinos raten unter Gewährung einer selbständigen Regierung an dieselben, unter dem Protektorate der Vereinigten Staaten. Dazu würden sich auch sicher die Philippinos verstehen.

A l l e r l e i.

Der brüllende Löwe. Man schreibt der „Frankf. Btg.“ aus Köln: Folgender kleine Vorfall ist nicht etwa als Karnewalskult ausgedacht, sondern hat sich genau in der angegebenen Weise zugetragen: Ein elegant gekleideter junger Mann betrat in den letzten Tagen einen hiesigen stark besuchten Münchener Bierpalast und bestellte einen Krug Münchener. Nachdem der Kellner ihm das Gewünschte gebracht hatte, öffnete der Gast den Deckel des Kruges und begann dann so fürchterlich zu brüllen, daß die Gäste bestürzt aufsprangen, und die Damen sich ängstlich in die Ecken drückten. Bald darauf trat der Inhaber des Ausschanks herzu und fragte mit teilnehmenden Worten den unangesehten Brüllenden, ob er plötzlich krank geworden sei, und ob vielleicht schnell zu einem Arzt geschickt werden solle. Der Brüllende hielt nun einen Augenblick inne, verzog das Gesicht zu einem Lächeln und zeigte auf einen Sinnpruch an der Wand hin, der also lautete:

„Brülle, wie der Löwe brüllt,

Wenn der Krug nicht ganz gefüllt!“

„Und hier überzeugen Sie sich,“ sagte der Herr dann lächelnd, „es fehlen noch zwei Querfinger unter dem Aichstrich in meinem Kruge!“

Briefkasten.

Peregrinus. „Aus dem Leben eines Millionärs“ verstofft gegen das 7. Gebot Gottes und kann deshalb nicht gedruckt werden. Um Übersetzungen größerer Artikel aus dem Russischen abdrucken zu können, ist die Erlaubnis des Autors erforderlich.

Ein Reisender. Um der guten Sache nicht zu schaden, konnte der erste Teil Ihrer Korrespondenz nicht gebracht werden.

№ 141. Die Antwort steht bereits im Briefkasten in № 12.

№ 756. Der „Klem.“ wurde gleich nach Empfang des Geldes expediert.

J. J. S. „Vater und Tochter“ dürfen wir nicht abdrucken, weil dieses Recht vorbehalten ist.

A. B. Ankündigungen können unentgeltlich nicht aufgenommen werden.

Dubowoi. 5 Rubel.

Kauitversta. Wenn Sie Ihre Adresse nicht angeben, so können wir keine Antwort erteilen.

Fabrik-Magazin

— von —

MELCHIOR-, BRONZE- UND SILBERWAREN

(84. Probe)

der deutschen vereinigten Fabrikanten von Metallwaren:

Aktiengesellschaft „NORBLIN,“ Buch & Werner in Warschau, Berndorfer Fabrik v. Arthur Krupp, Berndorf, Südösterreich, GEBR. BUCH in St. Petersburg.

Saratow, Deutsche Strasse, Haus Kusnezow, Ecke Nikolskaja.

Reiche Auswahl
von geschmackvollen
Geschenken.

Frisch erhalten eine Masse von
NEUIGKEITEN
aus Deutschland, Österreich, England und Frankreich
VOLLE SERVICE

Volle
Heiratsausstattung
in Silber u. Melchior.

in Silber (84. Probe) und Melchior für Speisetische, Buffette, Restaurants, Klubs, Dampfschiffe etc.

KIRCHENGEGENSTÄNDE:

Kelche, Weinkannen, Altarleuchter etc.

Alle Waren werden zu Fabrikpreisen berechnet. Für Kirchen und Schulen entsprechender Rabatt.

Adresse für Korrespondenz: Saratow, C. Danilewitsch.

Открыта подписка на еженедельный журналъ

„Русско-Нѣмецкій Вѣстникъ“

на 1900 годъ.

«Русско-Нѣмецкій Вѣстникъ» издается одновременно на русскомъ и нѣмецкомъ языкахъ и помѣщаетъ на своихъ столбцахъ статьи извѣстныхъ писателей и специалистовъ по вопросамъ политической экономіи, промышленности, торговли, земледѣлія, литературы, науки и искусства, техники и воѣхъ русско-нѣмецкихъ отношеній.

Самыя вѣрныя свѣдѣнія о Германіи.

Самыя вѣрныя свѣдѣнія о нѣмецкихъ фирмахъ.

Лучшее средство для изученія нѣмецкаго и русскаго языковъ.

(Лицамъ, подписавшимся теперь на 1900 г., журналъ будетъ высылаться до 1-го янв. 1900 г. бесплатно.)

ВЪ ТЕЧЕНІЕ ГОДА ПОДПИСЧИКИ ПОЛУЧАТЬ:

1. 52 номера «Русско-Нѣмецкаго Вѣстника»
2. 12 выпусковъ «Техническихъ Извѣстій для Германіи и Россіи»
3. Новѣйшій романъ Л. Толстого «Воскресенье»
4. Бесплатно первоклассный словарь въ 2-хъ томахъ: русско-нѣмецкій и нѣмецко-русскій.

Подписная цѣна: съ пересылкою на годъ 6 р., на полъ года 3 р. 50 к., на четверть года 2 р., на одинъ мѣсяць 1 р.

Редакція и контора: Berlin № 24, Johannis-Strasse 22, Ecke Friedrich-Strasse.

Русско-Нѣмецкій Вѣстникъ является въ періодической литературѣ единственнымъ въ своемъ родѣ журналомъ, успѣвшимъ завоевать себѣ общія симпатіи печати и читателей.

Русско-Нѣмецкій Вѣстникъ даетъ всемъ своимъ подписчикамъ бесплатно совѣты и справки.

Abonnements-Einladung für das Jahr 1900.

auf die Wochenschrift

„Der Russisch-Deutsche Bote.“

Der Russisch-Deutsche Bote erscheint gleichzeitig in russischer u. deutscher Sprache u. bringt Aufsätze von Fachmännern ersten Ranges über: Volkswirtschaft, Industrie, Handel, Landwirtschaft, Litteratur, Kunst u. Wissenschaft, Technik, alle deutsch-russischen Beziehungen.

Beste Information über Deutschland.

Beste Orientierung über deutsche Firmen.

Bestes Mittel zur Erlernung der deutschen und russischen Sprache.

(Den bereits jetzt pro 1900 Abonnierenden werden die Hefte bis 1 Januar 1900 gratis geliefert.)

Der Abonnent erhält während des Jahres 1900:

1. 52 Hefte des «Russisch-Deutschen Boten»
 2. 12 Hefte der «Technischen Nachrichten für Deutschland und Russland»
 3. Tolstois neuesten Roman «Auferstehung»
 4. als Prämie ein anerkannt erstklassiges Wörterbuch: 2 Teile, deutsch-russisch und russisch-deutsch.
- Abonnements-Preis einschliesslich Porto: 1 Jahr 6 rubel, 1/2 Jahr 3 rbl. 50 kop., 1/4 Jahr 2 rbl., 1 Monat 1 rbl.

Redaction und Expedition:

Berlin № 24, Johannis-Strasse 22, Ecke Friedrich-Strasse.

Der Russisch-Deutsche Bote steht in der Zeitschriften-Litteratur durchaus einzig da und hat seitens der Presse und der Interessentenkreise die lebhafteste Anerkennung gefunden.

Der Russisch-Deutsche Bote steht sämtlichen Abonnenten mit Rat und Auskunft in allen Angelegenheiten unentgeltlich zur Seite.